

Vorbereitungen für den 13. Januar

Wie die Listen der Saarabstimmung angefertigt werden

Während der letzten vierzehn Tage waren in allen bebilderten Tageszeitungen und Zeitschriften, vornehmlich auch in den Wochenblättern der Kinobühnen, Darstellungen aus dem Saargebiet zu sehen, auf denen die ausgehängten Listen, sei es in Hallen oder großen Räumen, sei es an Mauern eingesehen wurden. Inzwischen war von Emigranten Seite der Vorwurf erhoben worden, daß sich in den Listen zahlreiche Fälschungen befänden, wobei die geradezu ungeheuerliche Zahl Einhunderttausend genannt wurde. Erst durch eine amtliche Feststellung der Saarregierungs-Kommission, daß die Eintragungen in die Listen um etwa 30 000 unter der als zuverlässig errechneten Höchstzahl von 550 000 geblieben seien, wurde diesem üblen Gerücht ein Ende bereitet.

Dennoch hat die Ausstellung der Listen aller der Personen, die am 13. Januar 1935 abstimmungs-berechtigt sind, außerordentliche Mühen verursacht. Die Bevölkerung im Deutschen Reich ist dank dem bereits seit einigen Jahren üblichen System, mit Hilfe von eigens dazu hergestellten Maschinen, jedesmal neue Listen der Wahlberechtigten herzustellen, außerordentlich verwöhnt. Es sei nur daran erinnert, daß bei der letzten Volksabstimmung im August zwischen dem Tage der Ankündigung und dem Tage der Abstimmung nur ein Fünftel von vierzehn Tagen lag, innerhalb derer die Wahllisten nicht nur aufzulegen, sondern auch ergänzt und berichtigt werden mußten. Dennoch wurde am Tage der Abstimmung selbst keine Beanstandung erhoben, die sich auf Unrichtigkeit oder Unstimmigkeit der Listen bezog.

Bei den Listen für die Saarabstimmung kann dieses Verfahren nicht allgemein angewandt werden. Für einen großen Teil der ortsansässigen Bevölkerung, die seit 1918 ihren Wohnsitz nicht verlassen hat, erleichtert es natürlich die Anlage der Grundlisten. Am 13. Januar stimmen aber nicht nur die gegenwärtigen Bewohner des Saargebietes ab, sondern alle, die an einem bestimmten Stichtag des Jahres 1919 ihren Wohnsitz im Saargebiet hatten. Sie haben sich bei der Heimatbehörde ihres gegenwärtigen Wohnortes gemeldet, die dann die Meldungen weitergab an die Abstimmungsbehörden des Saargebietes. Es liegt auf der Hand, daß dadurch mancherlei Unrichtigkeiten, Irrtümer, Fehläufe und ähnliches vorgekommen sind. Dennoch wird man sagen können, daß jetzt das Listenmaterial der Abstimmung einwandfrei vorliegt.

Es ist nicht uninteressant, rückblickend den Weg zu verfolgen, auf dem man zu diesem Endergebnis gelangt ist. Die Abstimmungskommission des Völkerbundes hatte für jeden Kreis einen Kreisinspektor und fünf stellvertretende Inspektoren bestellt. In jeder Bürgermeisterei wurden unter dem Vorsitz eines stellvertretenden Kreisinspektors Ausschüsse gebildet, die zunächst die vorläufigen Listen durchsahen. Aus den polizeilichen Melderegistern, den Hausstandsbogen und den Lebensmittelfartenverzeichnissen aus den Jahren 1918 und 1919 konnten in erster Linie alle die Personen ausfindig gemacht und zusammengestellt werden, die auch heute noch in diesen Orten wohnen. Wer in dieser vorläufigen Liste nicht stand, konnte Prüfung beantragen. Jeder ein-

zelne Fall wurde untersucht und, wenn die Beanstandung für richtig befunden wurde, nachträglich verzeichnet. Ergab die Durchsicht der polizeilichen Melderegister den Verdacht einer Person in einen anderen Ort des Saargebietes, so wurde die dortige Abstimmungsbehörde davon benachrichtigt, damit sie ihrerseits feststellen konnte, ob der Zugezogene in ihren Listen war. Das verurteilte begreiflicherweise viel Mühe und Arbeit, doch hatte gerade dies Verfahren, bei dem den Einzelnen von Ort zu Ort nachgeprüft wurde, den Erfolg, daß fast 95 Prozent aller Einwohner im Saargebiet, die nach 1919 verzogen waren, erfasst wurden. Zur weiteren Kontrolle wurde neben dem öffentlichen Anschlag auch noch Kopien der Listen an die Deutsche Front und die Einheitsfront abgegeben, die durch ihre Vertrauensleute eine weitere Nachprüfung unternahmen.

Mit der Eintragung in diese Listen allein war es jedoch noch nicht getan. Für jede eingetragene Person wurde eine besondere Karte mit allen notwendigen Angaben angelegt. Jeder, der in dieser Karte enthalten war, wurde durch eine Postkarte davon in Kenntnis gesetzt und zugleich aufgefordert, etwaige Fehler vor allem in den Personalangaben zu berichtigen. Aber auch die Personen, deren Aufnahme in die Abstimmungsliste aus irgendeinem Grunde abgelehnt worden war, erhielten eine Benachrichtigung nebst der Mitteilung, daß und wo sie gegen die Nichtaufnahme in die Abstimmungsliste Einspruch erheben könnten. Mit Hilfe dieses Systems war es in der Tat möglich, eine genaue Liste anzulegen, zumal auch noch die Möglichkeit bestand, bei Personen die Streichung zu beantragen, wenn Gründe vorhanden waren, die bis dahin der Abstimmungsbehörde nicht bekannt waren. Doppelseintragungen, die nach Behauptungen der Emigrantenpresse zu vielen Tausenden vorgekommen sein sollten, waren nur ganz wenig festzustellen. Ausnahmslos handelte es sich in diesen Fällen um Verzogene, die in ihrem neuen Wohnort zwar angemeldet, aber in ihrem bisherigen noch nicht abgemeldet waren. Die von kommunistisch-marxistischer Seite erhobenen Einsprüche haben lediglich die Arbeit der Beamten unnötig erschwert. Noch nicht einmal ein halbes Prozent von etwa 5000 Einsprüchen hat so viel Unterlagen ergeben, daß die Streichung angeordnet werden mußte.

Kunmehr ist die Riesearbeit der Ausstellung der Abstimmungslisten geschlossen. Was nun noch zu geschehen hat, die Benachrichtigung an die Wähler, die Einteilung in Stimmbezirke usw. entspricht dem System, das uns aus unzähligen Wahlen bekannt ist, und das, gemessen an den Vorbereitungen zur Ausstellung der Listen, nur noch eine verhältnismäßig kleine Mühe darstellt. Das deutsche Volk kann der Abstimmung am 13. Januar mit der Gewißheit entgegensehen, daß die Listen sorgfältig genau und zuverlässig aufgestellt worden sind. Jeder der Abstimmung brauchen wir uns gottlob keine Sorge zu machen.

Willst du

Deine Heimat-Zeitung, die Schwarzwälder Tageszeitung lesen, so bestelle sie sofort beim Postboten oder beim Agenten oder Austräger unserer Zeitung. Auch unsere Geschäftsstelle nimmt jederzeit Bestellungen entgegen.

Berliner Brief

Das „schmale Handtuch“ verschwindet — Die „Erbkchaft aus Kanada“ — Träume von Eis und Schnee

Eine kleine Sehenswürdigkeit Berlins verschwindet: „das schmale Handtuch“, bewohnt von einem Sanduhrmann, der mit einem kleinen Wagen seine Abnehmer mit weißem Scherwand beliefernde. Das hochgiebelige Häuschen, das ganz allein auf weiter Fläche stand, oben an der Mülhlerstraße, hatte nur zwei Fenster Front, — also das richtige Märchenhaus. Nicht lange mehr, dann wird ein riesenhaftes Großstadtegebäude an seiner Stelle stehen, — Alt-Berlin schwindet zusehends dahin! Das nicht mehr Brauchbare muß dem besseren Weichen!

Daß auch die Großstädter nicht alle so gewitzt sind, wie sie es gern von sich selber glauben möchten, wissen die mancherlei kleinen und großen Schwindler ganz genau. Sie lügen sich ihre Opfer mitten in der Millionenstadt und können nicht über schlechten Geschäftsgang klagen. Neuwidrig ist es die „Erbkchaft aus Kanada“, auf die die Leute hereinfallen. Eine Erbkchaft ist immer etwas sehr Schönes, und viele Menschen hoffen ihr ganzes Leben lang auf das „große Glück“, das ihnen eines Tages unerwartet in dem Schoß fallen soll. Ist es da ein Wunder, daß sie freudig aufstehen, wenn eines Tages ein seiner Herr vortritt, sich als Sekretär des Britischen Konsulats vorstellt (unter dem tut er's nicht!) und ihnen berichtet, daß sie eine große Erbkchaft aus Kanada zu ererben haben. Aus Kanada? Wertwürdig! Der seine Herr weiß ganz genau Bescheid. Da war ein Bruder des Großvaters, der ist in jungen Jahren ausgewandert, und natürlich ist er drüber zu Vermögen gekommen, und — ebenso natürlich! — jetzt sind seine letzten Nachkommen gestorben, und sie haben ein Testament hinterlassen, daß die in Deutschland noch lebenden Verwandten das schöne Erbe bekommen sollen. Keit von diesem Leuten, nicht? Auch wenn man sich auf den ausgewanderten Großvater nicht recht besinnen kann... Der seine Herr sagt es, da muß es doch stimmen. Zunächst müssen einige Anwaltskosten gedeckt und eine Abschrift des Testaments beordert werden, ebenso hier die nötigen Papiere, — ein Kostenvorschuß von 50 Mark ist wirklich nicht hoch, — und nun gehen die Tage in einer angenehmen gespannten Erwartung hin, und man macht Pläne. Vergeblich! Der Herr Sekretär — muß man es sagen? — kommt nicht wieder.

Eisprünge auf Kiefernadeln. Eislaufmeister auf mehkanischer Gefrierplatte, — das sind Dinge, die der Berliner in dieser Woche staunend mit ansieht. Kiefernadeln als Ersatz für glatte Schneeflächen, — wer hätte das jemals möglich gehalten? Aber es geht, es geht sogar gut, und es wird sich zeigen, ob nicht Berlins unternehmende Jugend aus diesen Übungen der Sportgrößen gewisse Folgerungen ziehen und auch die Kiefernadeln für sich nutzbar machen wird. Denn wer weiß, ob der Winter uns den ersehnten Schnee bringt, und die Stier immer nur in der Erde stehen haben, macht auch nicht froh! Kiefernadeln haben wir in reicher Menge in der Nähe! Schließlich sind ja früher auch Schlittenfahrten auf kalzbestreuten Wegen veranstaltet worden, wenn der Himmel gar kein Einsehen haben wollte! Die Übungen für die Eislaufmeisterchaft laden viele Zuschauer an. Es ist ein köstlicher Sport, vielleicht der schönste von allen. Bei keinem anderen hat man so ganz das Empfinden der vollkommenen Losgelöstheit von der Erde. Es ist etwas Schwereloses, Schwebendes in diesen Beweisaugen.

„Die Gemeindelast“

Roman von Geri Rothberg

Arbeiter-Rechtsschutz durch Verlag D. Meister, Weidau / Sa.

2. Fortsetzung

Der Oberhofbauer dachte es und warf seine Zigarre in den glühenden Schnee, wo sie zischend verlösch. Dann betraten die Männer das Haus. Die Tür war noch nicht verschlossen. Eine kleine Laterne stand auf der Treppe, die zum Boden des einstöckigen Hauses führte.

„Mühlerten?“
Die Frau kam sogleich aus ihrer verräucherten Stube.
„Was wollt ihr denn noch so spät bei mir? Ach so, kommt ihr vielleicht wegen dem Möbel?“

„Zieht das Möbel an, es geht mit auf den Oberhof“, sagte der Schulze kurz.

„Auf den Oberhof? Na, so ein Glück! Ke, so was!“
Noch immer vor sich hinhinmurmend, ging die Alte auf die Tür zu, die auf der linken Seite des Flurs lag. Sie hatte die Laterne mitgenommen, die Männer standen im Finstern.

Der Oberhofbauer dachte: Hat man das Kind etwa diesen ganzen traurigen Tag lang sich selbst überlassen?

Wenig später kam die Mühlerten mit Christa wieder. Des Mädchen Augen hingen erstaunt an der wichtigen Gestalt des Oberhofbauers. Sie — sollte mit auf den — Oberhof? Wo — Ernst Oberhof war? Vor dem sie sich so fürchtete. Das war doch nicht möglich, daß sie gerade dorthin sollte? Und dann hatte ihr der stolze Oberhof immer großen Respekt eingeflößt, wenn sie Sonntags mit der Mutter dort vorübergekommen war. Wie ein Schloß war ihr das schöne, große Wohnhaus erschienen, das mitten in einem parkähnlichen Garten lag, in dem viele hohe, alte Buchsbäume standen.

Dorthin sollte sie?

In die schöne, reiche Heimat Ernst Oberhofs?
Das Möbelchen ergriff wie schutzsuchend die schmutzige saube, verarbeitete Hand der Mühlerten. Der Oberhofbauer sah diese Bewegung, und ein weiches Lächeln legte sich um seinen Mund.

„Komm nur, Kleine, sollst es gut haben bei mir“, sagte er so freundlich, wie es seine raue Bassstimme zuließ, und wie er mit seinem Jungen wohl noch nicht ein einziges Mal geredet hatte.

Christa trat zu ihm und sahte nach seiner Hand. Den Oberhofbauer beschlich ein festes Gefühl, als er die schmale, feine Hand des Kindes in der seinen fühlte. Er wandte sich an die Mühlerten.

„Was ich noch sagen wollte, Mühlerten: Ihr laßt mir hier alles stehen und liegen. Wenn die Kleine den morgigen Tag überstanden und sich in den nächsten Tagen etwas beruhigt haben wird, komme ich wieder und werde alles ordnen. Nichts wird verkauft von den Möbeln und dem übrigen. Das Begräbnis zahle ich, und die paar Möbel kommen in das Stübchen, das die Kleine auf dem Oberhof bewohnen wird, damit sie sich nicht gar so fremd fühlt.“

Der Schulze schloß die Tür und steckte den Schlüssel in die Tasche, wobei er der Mühlerten einen höhnischen Blick zuwarf, denn er kannte seine Pappenheimer.

Vor der Haustür trennten sich die beiden Männer, denn die Wege nach dem Heim eines jeden führten weit auseinander.

Christa Bellin ging still neben dem Oberhofbauern. Ein grenzenloses Vertrauen war in ihr zu diesem Manne, den sie bisher kaum gesehen hatte. Was aber würde sein Sohn sagen? Wußte er, daß sie auf den Oberhof kam? Und plötzlich rannen wieder große Tränen über das feine Kindergeicht.

Die Mutter, die arme Mutter, die so kalt und still in dem kleinen Hause auf dem Friedhof lag und morgen begraben wurde! Aber Christa schrie und jammerie nicht mehr laut, weil ihr Mütterchen doch Frieden haben sollte. Doch heimlich, ganz für sich, da durfte man gewiß weinen. Das würde Mütterchen nicht födern. Mütterchen, das nun im Himmel war und alles sah, was sie, Christa, tat. So hatte der Herr Pastor gesagt. Und er hatte auch gesagt, es sei noch nicht bestimmt, wohin sie nun kommen werde. Aber sie solle nur immer recht still und bescheiden und fleißig sein, für ein Waisenkind gehöre sich das doppelt.

Christa hatte den ganzen heutigen Tag in Angst und Sorge verbracht.

Wohin würde man sie bringen?

Nun war es entschieden! Nun wußte sie, wo ihre Heimat von jetzt an sein würde.

Groß und wuchtig schritt der Oberhofbauer neben ihr her. Er ging langsam, weil Christa nicht mit ihm Schritt halten konnte.

Dort lag der Oberhof!

Ein stattliches Freigut war er. Die Oberhofbauern waren immer Herrenmenschen gewesen. Seit Urzeiten schon saßen sie auf diesem alten, schönen Besitz, und durch reiches Heiratsgut der Frauen und die Erträge der riesenhaften Felder war der Reichtum immer höher angewachsen.

Im Herzen des Oberhofbauers flammte der Stolz auf, als er seinen Hof vor sich sah. Ja, dieser Hof vertrat es, daß ein armes Waisenkind hier eine Heimat fand!

Hell und klar wie im Märchen war die Winternacht.

Ein alter Knecht, der auf dem Hof das Gnadenbrot aß, sah aber noch nüchlich machen wollte, hatte in seiner warmen Stube, die sich zu ebener Erde in einem der Seitengebäude befand, auf den Bauer gewartet. Nun kam es und öffnete eilig das Tor. Ganz verwundert ruhten seine eingeklinkten Augen auf der kleinen Gestalt, die neben dem Oberhofbauern stand.

Der Alte grüßte, und der Bauer dankte ihm freundlich. Ein hartes Stimmchen sagte leise: „Guten Abend, Christian.“

Weil der Bauer es auch so gesagt hatte.

Jetzt kam dem Christian eine Erinnerung. War das nicht das Kind der fremden Frau, die drunten im Dorf für die Leute geschneidert hatte und nun gestorben war? Wollte der Oberhofbauer es etwa hier behalten? Ja, das wäre schon recht. Auf dem Oberhof war doch kein Möbel, und es würde hübsch sein, wenn sie da war.

Christian schloß das Tor, während drüben der Oberhofbauer den weiten, warmen Flur seines Hauses betrat. Die Tür zu der großen, blanken Küche stand weit offen, und eifrig hantlierten dort zwei jüngere Mägde. Sie schwähen bei der Arbeit, waren aber sofort still, als sie den Bauer bemerkten. Der zog sich den Pelz aus, und dann half er Christa behutsam beim Ablegen. Er fürchtete sich beinahe, die Kleine anzufassen, damit seine harten Hände ihr nicht etwa weh taten.

Der Oberhofbauer lächelte ein bißchen vor sich hin. Was für ein weiches Gefühl in ihm war, seit er das Möbel geholt hatte! Nun, es sollte sich hier wohl fühlen, dafür würde er sorgen.

(Fortsetzung folgt.)



in diesen Sprüngen, in diesem Schwingen und Gießen! Benedenswert! Glückliche, der noch einmal zehn Jahre alt wäre und bei einem guten Trainer zu solcher Meisterschaft gelangen könnte! Wohin man kommt, hört man schon leuchtend vom Reiten in den Schnee zu sprechen. Wenn die Zeit es irgend erlaubt, wird man über Silberfeste und Neujahr einen kleinen Rutsch in die Berge machen. Der Berliner ist praktisch, er versteht sich auch einen Schnee-Ausflug so einzurichten, daß er erschwinglich ist. Schließlich gibt es überall kleine, gemütliche Bauernhäuser, in denen man eine Stube mieten kann, — es braucht ja kein teures Lugashotel zu sein, denn man will sich im Freien aufhalten, nicht in der Stube hocken! Ja, wenn es nur über Neujahr und Weihnachten Schnee gibt! Das ist der Stoffseufzer, den man jetzt am meisten auf den Straßen und in den Wohnungen Berlins hört.

In der Berliner Universität haben sich die Studenten zur Arbeit des Wintersemesters zusammengesunden, — die jungen Semester voller Beglücktheit, jetzt endlich die Vorbereitungsarbeit für den gewählten Beruf beginnen zu können. Die Hörsäle sind voll, der Eifer groß. Unter den Linden in der Nähe des staatlichen Universitätsgebäudes merkt man den Semesterbeginn. Gruppen von Studierenden stehen beisammen, gehen plaudernd auf und ab in den Pausen zwischen den Vorlesungen. Auf den Bibliotheken ist es viel voller als sonst. Die richtige Winterarbeit hat begonnen. Mancher Neuling tritt zum erstenmal auf Berliner Boden, aber er sieht schnell, daß die Vorurteile, wenn er aus früheren Zeiten etwa welche gegen Berlin hatte, jetzt sehr unerschrocken sind; auch diese Stadt hat ihre behaglichen Reize, auch hier gibt es friedvolle und zurückgezogene Stille, auch hier findet man Natur, Blumen, Bäume, Seen, Wald. Wieder nimmt die Stadt eine ganze Menge deutscher Menschen an ihr Herz und zeigt ihnen, daß die Reichshauptstadt nicht unempfindlicher Stein, nicht lauter Härte und Kälte ist, sondern das Leben in ihr pulst, daß Wärme von ihr ausströmt, daß die Menschen in ihr Menschen sein dürfen.

Der Rundfunkprozeß

Berlin, 16. Nov. In der Freitag-Sitzung stellte der Vorsitzende einen weiteren Anklagepunkt gegen Dr. Magnus zur Erörterung, dem vorgeworfen wird, unberechtigtweise aus Mitteln der Reichsrundfunkgesellschaft für seine privaten Lebensversicherungsprämien Zahlungen entnommen zu haben. Dr. Magnus erklärte er habe damals von Dr. Bredow die Ermächtigung erhalten, von 1930 ab 3000 RM. jährlich für seine eigenen Lebensversicherungsprämien zu verwenden.

Bredow: „Ich habe es immer für die vornehmste Pflicht eines Konzernleiters gehalten, rechtzeitig für einen Nachfolger zu sorgen und ich mußte daher versuchen, Magnus, der für den Rundfunk immer unentbehrlicher wurde, zu halten. Da Magnus verschiedentlich Andeutungen gemacht hatte, daß er sich eine andere Stellung suchen wolle, habe ich mit ihm über die Verlängerung seines Vertrages gesprochen, um ihn noch fester an den Rundfunk zu binden.“

Im weiteren Verlauf ging der Vorsitzende dann auf die Untertreuehandlungen ein, die den Angeklagten zum Nachteil der einzelnen Sendegesellschaften vorgeworfen werden. Zuerst stellte der Vorsitzende den Fall Südwestfunk zur Erörterung. Er erklärte er habe 1926 zu Erweiterungsbauten in seiner Wohnung zunächst 6000 RM. Voranschlag beantragt, diese Summe habe er später, da sich erhebliche Mehrkosten ergaben, durch Nachforderungen auf 13 000 RM. erhöhen müssen.

Am Schluß der Verhandlung stellte der Vorsitzende fest, daß Fleisch während seiner Frankfurter Tätigkeit eine Lebensversicherung abgeschlossen hatte, für die die Hälfte der Prämie von dem Südwestfunk gezahlt wurde. Diese Prämienbälte wurde aber nach dem Uebertritt Fleischs nach Berlin von Frankfurt weiter gezahlt, so daß trotz des Ausschreibens von Fleisch die Frankfurter Gesellschaft für ihren früheren Untertanen immer noch laufende Beiträge zu verausgaben hatte. Erst auf Grund einer späteren Notverordnung wurden diese Zahlungen eingestellt. — Die Verhandlung wurde dann auf Montag vertagt.

Weltrekord in Eheschließungen

Die über die Entwicklung der Eheschließungen im Deutschen Reich seit der Machtübernahme durch Adolf Hitler bisher veröffentlichten Zahlen haben zwar unzweifelhaft den großen Erfolg erwiesen, den die Förderung der Bevölkerung durch die Nationalsozialisten anzuweisen hat. Wie groß jedoch, in der Tat dieses Plus des Volkstums ist, ergibt sich mit noch viel mehr Deutlichkeit aus einem internationalen Vergleich über die Eheschließungen im Jahre 1933, den, wie das Reichsstatistikamt der Reichsregierung mitteilt, einer der bedeutendsten Bevölkerungsstatistiker, nämlich der Direktor im Statistischen Reichsamte, Burgdörfer, zieht. Er weist darauf hin, daß insgesamt 1933 in Deutschland 631 900 Ehen geschlossen wurden; das sind 121 000 oder rund 24 Prozent mehr als im Jahre 1932. Diese Zahl stellt, wenn man von den ungewöhnlichen Verhältnissen der ersten Nachkriegszeit absteht, in der die durch den Krieg ausgelassenen Eheschließungen nachgeholt wurden, bereits in der deutschen Heiratsstatistik einen beispiellosen Rekord dar. Bei Würdigung dieser Zahl muß man sich zwar vergegenwärtigen, daß die Wirtschaftskrise einen Ausfall von insgesamt etwa 330 000 Eheschließungen verurteilte. Diese ausbleibenden Ehen wurden jedoch nun nicht nur nachgeholt, sondern die deutsche Heiratszahl ist im letzten Jahre in einem Maße gestiegen, wie sonst nirgends in der Welt. Zwar ist auch in einigen anderen Ländern Europas, dank der auch dort zu beobachtenden Anfänge einer allmählichen Besserung der Wirtschaftslage, die Zahl der Eheschließungen 1933 gegenüber 1932 etwas angestiegen, aber keineswegs in allen Ländern. Die Tschechoslowakei hat beispielsweise noch einen Rückgang der Eheschließungen um 2,9 Prozent, ein solches um 3,2 und Rumänien sogar einen Rückgang um 11,5 Prozent aufzuweisen. Eine Zunahme der Eheschließungen wurde jedoch in folgenden europäischen Ländern festgestellt: Schweiz um 0,9 Prozent, Frankreich um 0,1 Prozent, Portugal um 1, Ungarn um 1,3, Polen um 1,3, Großbritannien um 3,4, Litauen um 3,7, Schweden um 4,2, die Niederlande um 6,1, Italien um 6,3, Irland um 7,2 Prozent; im Deutschen Reich jedoch war eine Zunahme der Eheschließungen im Berichtsjahr um 23,7 Prozent festzustellen. Damit ist erwiesen, daß Deutschland den Weltrekord in der Zahl der Eheschließungen besitzt.

Der Bettel muß ganz verschwinden!

Der Verein zur Förderung der Wanderarbeitsstätten wird geschrieben: Durch die vor kurzem stattgefundenen Feier des 25-jährigen Bestehens der württ. Wanderarbeitsstätten wurde einer breiten Öffentlichkeit erst so recht zum Bewußtsein gebracht, welche praktische Dienst in Württemberg an den mittellosen Wanderern in aller Stille geleistet wird. Dies wurde besonders auch von den Vertretern der Reichsstellen und der auswärtigen Gäste bei der Führung durch die württ. Einrichtungen anerkannt und gewürdigt. Ein fast lückenloses Reg. von Wanderarbeitsstätten — 43 an der Zahl — ist über das ganze Land ausgebreitet. Tag für Tag sind ihre Tore geöffnet für alle diejenigen Wanderer, die sich in die Ordnung fügen wollen und arbeitswillig sind. Sie sind aufgebaut auf dem gesunden Grundgedanken: „Arbeit statt Almosen“ und wollen verhindern, daß die Menschen auf der Wanderschaft der Arbeit entwöhnt werden. Der Betriebsaufwand im Rechnungsjahr 1933/34 belief sich auf 510 000 RM. Staat und Kreisverbände wenden also für die Wanderarbeitsstätten erhebliche Mittel auf. Angesichts dieser ausgedehnten Wandererfürsorge dürfen wir in Württemberg aber auch mit vollem Recht verlangen, daß die Wanderer die für sie bestimmten Einrichtungen in Anspruch nehmen und vom Bettel ganz ablassen. Im Herbst des vergangenen Jahres ordnete das Württ. Innenministerium die Polizeibehörden an, mit allen Kräften schlagartig gegen das Bettelunwesen vorzugehen. Bei der Durchführung dieser besonderen Aktion wurden 4818 Personen zwangsgestellt, 227 Personen mit Strafverfügung bedacht, 875 der Staatsanwaltschaft übergeben und hieron 500 ins Arbeitshaus eingewiesen. Der Erfolg dieser Aktion war ein voller. Die Landstrafe wurde von den Stromern und Landstreichern, die die Bevölkerung belästigt und bedrängt hatten, ganz geläubert. Die jugendlichen Elemente verschwanden vollständig. In den letzten Monaten zeigten sich nun wieder da und dort Bettler, besonders auch solche, die geringwertige oder wertlose Gegenstände vertreiben und diesen Hausierhandel zum Deckmantel für ihren Bettel benötigen. Das Württ. Innenministerium hat daher im Einverständnis mit dem Wirtschaftsministerium in den letzten Tagen des Oktober wiederum eine besondere polizeiliche Aktion gegen das Bettelunwesen durchführen lassen. Die Zahl der festgenommenen Bettler und Landstreicher ist erfreulicherweise erheblich geringer als im letzten Jahr. Immerhin zeigt es sich, daß der Bettel noch nicht ganz ausgerottet ist und daß man ihm gegenüber dauernd auf der Hut sein muß. Der nationalsozialistische Staat wird in seinem Kampf gegen den Bettel nicht nachlassen. Er hat es fertig gebracht, die Bevölkerung in Stadt und Land von der allmählich unerträglich gewordenen Bettlerplage fast völlig zu befreien. Er wird sich unter keinen Umständen diese Errungenschaft nehmen lassen. Dazu bedarf es aber nicht nur einer andauernden Wachsamkeit der Behörden, sondern auch der verständnisvollen Mitwirkung der Bevölkerung. Sie muß sich das oberflächliche Almosengeben ganz abgewöhnen und von der Selbsttäuschung sich lösen, als ob einem Menschen mit einigen Bettelpennungen geholfen wäre. Im Gegenteil wird dadurch der Mensch nur noch weiter herabgedrückt. Jedermann weiß heute, wohin er seine Gaben zu geben hat. Auch das Winterhilfswort nimmt sich der wandernden Volksgenossen an. Praktischer Dienst an den mittellosen Wanderern, die guten Willens sind, sei auch weiterhin unsere Lösung, aber zugleich Fortsetzung des Kampfes gegen den Bettel bis zum vollen Erfolg!

Gerichtssaal

Amtsuntererschlagung

Mus, 16. Nov. Der 30 Jahre alte verheiratete A. B. von Alingenstein hatte sich vor der Großen Strafkammer wegen Amtsuntererschlagung zu verantworten. B. war bis zu seiner Bestellung zum Gemeindepfleger von Ehrenstein als Zeitungsbote tätig und war bei seinen Fahrten mit einer Frau von Schwaben bekannt geworden. Das Amt des Gemeindepflegers wurde ihm im Hinblick auf seine bisherige tadellose Führung und seine sonstigen Verdienste übertragen. Das viele Geld das ihm dabei in die Hände kam, und das Verhältnis zu der Frau waren kein Angelegenheit, er brauchte Geld für die gemeinsamen Zusammenkünfte und für Darlehen an die Frau; er machte auch eine größere Reise mit ihr, wobei sie sich unter falschem Namen in einem Gasthaus einmieteten. Dort kam es zu einem Konflikt zwischen beiden, B. trieb sich dann, wie der Vorsitzende bemerkte, wie ein Landstreicher im Schwarzwald herum und kam schließlich wieder nach Alingenstein, wo er verhaftet wurde. Es handelt sich um eine Amtsuntererschlagung in Höhe von rund 2000 RM. Der Staatsanwalt beantragte ein Jahr neun Monate Zuchthaus. Der Urteil lautete auf ein Jahr drei Monate Zuchthaus, woran die Untererkundungshaft abgeht.

Ruhnießer der Garnpflanze zu Gefängnis verurteilt
Leipzig, 16. Nov. Im Schnellverfahren wurde dem Einzelrichter beim Amtsgericht Leipzig der 49-jährige Paul Auch nach den Paragraphen 14 und 16 des Jodelstollgesetzes vom 19. Juli d. J. wegen Freistreiberei zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Der Angeklagte hatte Rollen Garn, die er kurz zuvor vom Großhändler zu 10 Pf. für die Rolle gekauft hatte, im Hausierhandel zu 20 und 25 Pf. weiterverkauft. In einem zweiten Fall wurde der Angeklagte Kinslofer zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Ihm kam zugute, daß er bereits ständig mit Garn gehandelt hatte.

Rundfunk

Montag, 19. November:

- 10.15 Schulfunk für alle Stufen: Deutsches Volk, deutsche Arbeit
- 10.45 Sereenaden
- 12.00 Radio Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Radio Frankfurt: Buntes Opernprogramm
- 15.30 Aus Schwäbischen Sagen
- 16.00 Aus Mannheim: Nachmittagskonzert
- 18.00 Hitlerjugend-Funk: „Ein Holzbildhauer kommt aus Schweden“
- 18.30 Zwei Flügel im 4-Takt
- 19.00 Aus Kiel: Abendmusik
- 20.10 Aus Frankfurt: Volk und Wirtschaft an der Saar
- 20.30 Dichterkunde: Max Neusch
- 21.00 Aus Berlin: Neue Unterhaltungsmusik
- 22.30 Die neuesten Tonfilmklänge
- 23.00 Aus Königsberg: Tanzmusik
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik

Dienstag, 20. November:

- 10.15 Schulfunk — Fremdsprachen: Französisch, Oberstufe
- 10.45 Aus Karlsruhe: Musikerkonzert
- 12.00 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 15.30 Aus Köln: Kinderstunde: Das Märchen vom Glas
- 16.00 Aus Köln: Nachmittagskonzert
- 17.30 Ein lustiger Kaffeeklatsch
- 18.00 Französischer Sprachunterricht
- 18.15 Aus Frankfurt: Aus Wirtschaft und Arbeit
- 18.30 Zum Tag der deutschen Hausmusik
- 19.45 „Erzähle Kamerad“
- 20.15 Stunde der Nation: Musik im deutschen Helm
- 21.00 Aus Frankfurt: „Eine schloßlose Frau“
- 21.30 Aus Frankfurt: Tanzmusik
- 22.30 „Liebeten“
- 23.00 Aus München: Tanz in der Nacht

Handel und Verkehr

Vom süddeutschen Produktmarkt

Das internationale Getreidegeschäft verlief ohne besondere Anregung und ohne bemerkenswerte Veränderung der statistischen Lage. Der Inlandsweizenmarkt ist wiederum durch verhältnismäßig spärliches Angebot gekennzeichnet. Die Nachfrage überwiegt im Augenblick bei weitem das Angebot. Inlandroggen ist fast noch knapper angeboten als Weizen. Während in Süddeutschland schon seit längerer Zeit wenig Material herausgetreten ist, ist jetzt auch das gesamte rheinische und norddeutsche Roggenangebot knapper geworden. Das Angebot in Hafer ist immer noch klein und es ist insbesondere Ware zur prompten Lieferung nur in sehr kleinem Maße herausgetreten. Auch zur Desembertlieferung ist das Angebot nicht wesentlich größer. Am Getreidemarkt ist einweiharme Braugerste weiterhin hart geliebt. Das Interesse erstreckt sich insbesondere auf Lauber- und Frankengerste, die, soweit sie angeboten ist, von der verarbeitenden Industrie ohne weiteres zu Preisen bis zu 21 RM. per 100 Kilo und darüber aufgenommen wird. Die süddeutsche Industrie liegt ebenfalls etwas fester und stellt sich im Augenblick auf ungefähr 19,50 RM. per 100 Kilo. Am Weizenmarkt war das Geschäft in Weizenmehl aller Mahlungen ziemlich unbedeutend und Neukaufe wurden nur in geringstem Ausmaße vorgenommen. Auch der Abruf bei Mühlen und Handel hat sich noch nicht wesentlich gebessert. Der Konsum ist immer noch auf mit Weizenmehl eingedeckt, so daß sich auch das traditionelle „Weihnachtsbrot“ bisher noch kaum entwickeln konnte. Hingegen wird Weizenmehl Typ 1000 vereinzelt verlangt. In Roggenmehl hatten die süddeutschen Mühlen wiederum kein Geschäft, da die um 90 Pf. per 100 Kilo billigeren norddeutsche Konkurrenz den Markt weiter bedrückt. Am Getreidemarkt besteht eine große Nachfrage bei andauernd geringem Angebot. Am Markt für Rohfutter ist die Tendenz für Heu und Stroh bei anhaltend guter Nachfrage nach der härteren Beschäftigung der letzten Zeit seit zwei bis drei Tagen wieder etwas ruhiger geworden. Die Preise für Stroh haben sich im Oktober und November nicht unerheblich bessert.

Märkte

Calw, 16. November. (Bieh- und Schweinemarkt.) Bei dem am letzten Mittwoch in Calw abgehaltenen Vieh- und Schweinemarkt waren insgesamt 161 Stück Rindvieh zugeführt. Darunter befanden sich 50 Kühe, 25 Kalbinnen, 80 Kinder, 5 Ochsen, 1 Fohlen. Bezahlt wurden für Kühe 106—220 M., Kinder 67—150 M., Kalbinnen 180—300 M. — Auf dem Schweinemarkt waren 42 Verkaufsschweine und 637 Milchschweine zugeführt. Bezahlt wurden für Käufer von 48—85 M. für Milchschweine von 25—45 M. pro Paar. — Auf dem Viehmarkt war der Handel schwach, auf dem Schweinemarkt wurde dagegen sehr lebhaft gehandelt.

Buntes Allerlei

Das Staatsgespräch mit dem Dienstmädchen

Ein Telefongespräch hat anlässlich der Eröffnung des ersten automatischen Fernsprechbetriebes in Lissabon die ganze portugiesische Hauptstadt zum Lachen gebracht. General Carmona, der portugiesische Staatspräsident, sollte nämlich das erste selbstgewählte Gespräch mit dem spanischen Ministerpräsidenten Salazar führen, und auf den Wägen Lissabons sollte das Staatsgespräch durch Lautsprecher übertragen werden. Die Gesprächsbindung mit Madrid wurde auch prompt hergestellt, und der Präsident Portugals teilte nach Madrid die Eröffnung des Fernsprechbetriebes in Lissabon mit. Auf den Wägen Lissabons lautete die Frage gespannt dem Gespräch und war plötzl. sehr erlöst, hat der Stimme des spanischen Ministerpräsidenten eine weibliche Stimme mit ländlichem Dialekt zu hören. Die Stimme antwortete dem portugiesischen Präsidenten: „Ich werde mich lieber nicht daran gewöhnen, dieses neue Ding zu benutzen.“ Der hohe Partner verlor trotz der Ueberraschung nicht die Fassung und erklärte ihr weiter, daß sie sich schon daran gewöhnen müsse. Das Dienstmädchen hatte in Abwesenheit des Ministerpräsidenten so treuherzig dem Unbekannten geantwortet und den Lissabonern damit viel Spaß gemacht.

Anekdoten

Friedrich der Große empfing einstmal einen Gefährlichen namens Dietrich in Audienz. Der Ruf des Mannes war groß, er selbst von unansehnlicher Figur. Dieses Männchen, das sein Leben als etwas eingehauener Gelehrter zubrachte, hatte von Gesellschaftsformen keine Ahnung und hatte sich für die Audienz mit dem König daher eine etwas komische Anrede zurechtgelegt, mit der er Friedrich begrüßte. Sie lautete: „Halber Gott, großer Friedrich!“ Der genannte Hofherr und „große Friedrich“ suchte einen Augenblick und sagte dann: „Ganzer Narr, kleiner Dietrich!“ Und damit war die Audienz beendet.

Graf Hugo Verdenfeld, der lange Jahre in Berlin Gesandter war, war ein guter Gesellschaftler und sehr witzig. Einst sah er bei einem Dinner neben der schönen Frau eines bekannten Bankiers. Sie nannte ihn bei der Suppe „Erzengel“, als der Fisch aufgetragen wurde „Graf Verdenfeld“, später beim Brotchen „Verdenfeld“ und bei der Speise war er sogar ihr „Haber Verdenfeld“. Der Gesandte hatte dieses Schrittmess, ja Sprunghafte Vorgehen wohl bemerkt, und verwanderte sich beim Nachhaken, indem er ihr molant ins Ohr flüsterte: „Mein Vorname ist Jugo.“

Ein traurig aussehender Pariser suchte den damals berühmtesten Arzt — es war im 17. Jahrhundert — der französischen Hauptstadt auf und bat ihn, ihn doch von seiner Melancholie zu befreien. Der Mediziner empfahl dem Patienten, sich die Pulsadern von Rollere anzusehen. „Aber ich bin doch Rollere“, sagte der Kranke.

